

Nils Sandrisser

# Zerbrochenes Rad

Die Geschichte  
der Lakota  
und Dakota



## Zerbrochenes Rad

1. [Titel und Impressum](#)
2. [Vorwort](#)
3. [Karten](#)
4. [Im Land des rauchenden Wassers](#)
5. [Geheimnisvolle Hunde](#)
6. [Die Kultur der Plains-Indianer](#)
7. [Die Gesellschaft der Lakota und Dakota](#)
8. [Wechselvolle Beziehungen](#)
9. [Vertrag am Horse Creek](#)
10. [Grattan will nicht hören](#)
11. [Katastrophe mit Ansage](#)
12. [Raserei und Schrecken](#)
13. [Auf der Flucht](#)
14. [Eine Straße durch das Pulverfluss-Land](#)
15. [Sieg](#)
16. [Und noch ein Sieg](#)
17. [Custer sucht und findet](#)
18. [Wieder Krieg](#)
19. [Ein nutzloser Erfolg](#)
20. [Der Hunger bezwingt die Teton](#)
21. [Karges Leben am Missouri](#)
22. [Das Rad zerbricht](#)
23. [Zerstörte Hoffnung aus der Geisterwelt](#)
24. [Immer weniger Land](#)
25. [Eine andere Politik](#)
26. [Neues Bewusstsein](#)
27. [Finsteres Erbe](#)
28. [Erdöl und Wasser](#)
29. [Nachwort](#)

30. [Zeittafel](#)
31. [Glossar](#)
32. [Literaturnachweis](#)

# Titel und Impressum

Nils Sandrisser

## **Zerbrochenes Rad**

Die Geschichte der Lakota und Dakota

Für Victoria, Nikita und Arne

IMPRESSUM:

Nils Sandrisser

Niederurseler Landstraße 55

60439 Frankfurt am Main

Twitter: @NilsSandrisser

© 2018

4., aktualisierte Auflage, © 2022

Zum Autor: Nils Sandrisser ist Redakteur und arbeitet für die Evangelische Sonntags-Zeitung, deren Onlineportal [indeon.de](http://indeon.de) und für die Nachrichtenagentur epd in Frankfurt am Main. Historische und medizinische Themen bilden seine Arbeitsschwerpunkte. Er studierte Geschichte, Journalismus, Politik und Spanisch. Zuvor absolvierte er eine Ausbildung zum Rettungsassistenten.

# Vorwort

## **Vorwort: Darf man noch Indianer sagen?**

Das Wort „Indianer“ ruft in uns Bilder wach. Bilder, die die meisten von uns aus Westernfilmen kennen. Vor dem geistigen Auge erscheinen wilde Krieger, das pechschwarze Haar lang und in Zöpfe geflochten, mit Federn darin. Bunt bemalt, mit Lendenschurz und Mokassins. Die typische Szene: Indianer brausen auf scheckigen Pferden auf eine Wagenburg zu und im Kreis um sie herum, schwingen ihre Tomahawks, spannen ihre Bögen. Eine gesichtslose, schreiende Masse aus wilden Reitern, die von den weißen Insassen der Wagen einer nach dem anderen abgeknallt werden.

Das Wort „Indianer“ ruft aber nicht nur Bilder wach, sondern löst auch Assoziationen zu diesen Bildern aus. Im Kopf sitzt das Bild des „edlen Wilden“, einerseits ein harter und wenig zimperlicher Krieger, der keinen Schmerz kennt, andererseits naturverbunden und spirituell. Vergleicht man diese Assoziationen mit jenen, die Europäer von Ureinwohnern aus anderen Erdteilen hatten und haben, ist das sogar nicht unbedingt das schlechteste. Zweifellos wurzelt diese romantische Verklärung in einem schlechten Gewissen und auch darin, dass die Verklärer ihrer eigenen industriellen Zivilisation reichlich überdrüssig sind. In Deutschland hat wohl vor allem Karl May das Bild des Indianers geprägt. Seine Leser glaubten ihm zunächst und übernahmen in ihre Vorstellungen die Geschichten und Figuren, die vor allem seiner Fantasie entsprangen. Aber es war eine durchaus wohlgesinnte Fantasie. Winnetou und

viele andere indianische Helden zeichnet Karl May als überaus angenehme Persönlichkeiten, als edle Wilde eben. Das Wort „Indianer“ klingt in der deutschen Sprache daher positiv.

Man darf darüber aber nicht vergessen, dass andere Nationen andere Bilder beim Wort „Indianer“ vor Augen haben. Das Klischee sieht mitunter so aus: Ein Indianer ist eine Elendsgestalt, arm und arbeitsscheu, die würdelos um Whisky bettelt. Im amerikanischen Westen waren es häufig solche Vertreter, die die weißen Siedler zu Gesicht bekamen und mit allen Angehörigen dieser Völker gleichsetzten. Nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass jene Indigenen, die noch ihr traditionelles Leben lebten und diesem Bild nicht entsprachen, sich von den Weißen tunlichst fernhielten. „Indianer“ kann also auch einen abwertenden Beiklang haben. Die meisten der heutigen amerikanischen Ureinwohner lehnen das englische „Indians“ oder das spanische „indios“ als Selbstbezeichnung ab. Sie bevorzugen als Eigenname „Native Americans“, „First Nations“ oder „indígenas“, in jüngster Zeit auch „American Indians“. Hinzu kommt, dass der Begriff „Indianer“ auf dem geografischen Fehlgriff des Christoph Kolumbus beruht, der sich in Indien wähnte und daher die Menschen Indianer nannte, die jene Bahamas-Insel Guanahani bewohnten, auf der er am 12. Oktober 1492 zum ersten Mal amerikanisches Land betrat.

Sprache beschreibt nicht nur die Wirklichkeit, sie formt unsere gefühlte Realität. Je nachdem welches Wort man wählt, transportiert man automatisch Bilder und Assoziationen. Besonders problematisch ist das, wenn es abqualifizierende Bilder und Assoziationen sind. Darum drehte sich vor einigen Jahren die Debatte um die Frage, ob man das Wort „Neger“ aus Otfried Preußlers bekanntem Kinderbuch „Die kleine Hexe“ tilgen müsse,

und in mehreren Städten, zum Beispiel in Frankfurt am Main, diskutierte man, ob eine Apotheke heute noch „Mohrenapotheke“ heißen dürfe.

„Neger“ ist noch nie wertneutral gemeint gewesen. Vor allem in der Kolonialzeit bezeichnete es einen Menschen, der kulturell auf so tiefer Stufe stand, dass er geradezu froh sein musste, dass Weiße ihn kolonisierten, ihn regierten und ihn an ihrer Hochkultur teilhaben ließen. Mit anderen Worten: Die rassistische Bezeichnung „Neger“ diente dazu, Unrecht zu rechtfertigen. Das disqualifiziert sie für den wissenschaftlichen und den Alltagsgebrauch. Ob man deswegen unbedingt Werke der Literaturgeschichte umschreiben muss, ist eine andere Frage. Um die soll es hier aber nicht gehen.

Den negativen Beigeschmack, den das Wort „Indianer“ im Englischen hat, hat es im Deutschen nicht. Nun sind positive Fremdzuschreibungen zwar auch nicht ganz unproblematisch, aber „Indianer“ ist eine Vokabel, die man verwenden kann, zumindest in der deutschen Sprache. Denn sie ist hier nicht abwertend gemeint, und da Rassismus immer abwertend ist, ist sie nicht rassistisch. In anderen Sprachen kann das anders sein. Zudem stellt sich die Frage, ob man überhaupt den Begriff „American Indians“, den vor allem die Indigenen der USA aktuell für sich als Eigenbezeichnung nutzen, sinnvoll ins Deutsche übertragen könnte. Im Englischen dient der Begriff zur Unterscheidung zu Indern, die hier ebenfalls „Indians“ heißen. Hingegen ergäbe es im Deutschen wenig Sinn, von „Amerikanischen Indianern“ zu sprechen, denn es gibt ja keine anderen.

Allerdings: Würde man im direkten Gespräch mit einem heutigen Ureinwohner auf dem Begriff „Indianer“ auch dann beharren, wenn

er ihm ausdrücklich missfällt, wäre das bestenfalls unsensibel und schlechtestenfalls herablassend.

Wenn man über die Bedeutung von Begriffen räsoniert, muss man sich auch Gedanken über das Wort „Sioux“ machen. Es hat seinen Ursprung in der Ojibwa-Sprache und ist verächtlich gemeint. Auch im Englischen hat der Name „Sioux“ keinen guten Leumund. Kein Wunder, vor allem die Lakota – oder „Teton-Sioux“ – waren harte Opponenten der US-Regierung in mehreren Kriegen. In den 1860er und 1870er Jahren töteten Lakota und Dakota viele weiße Amerikaner. Insgesamt drei Mal musste die US-Armee im Kampf gegen Indianer Niederlagen einstecken, die keiner der beteiligten Soldaten überlebte, und jedes Mal waren Lakota die Gegner. Im Jahr 1868 schafften diese Indianer sogar etwas, was in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika ohne Beispiel ist: Sie gewannen einen Krieg gegen die US-Armee. Die vernichtende Niederlage, die eine Koalition von Lakota, Cheyenne und Arapaho der US-Kavallerie im Jahr 1876 am Little Bighorn River beibrachte, ist bis heute im kollektiven Gedächtnis der USA tief eingegraben. Wer immer bei solch einem historischen Ereignis auf der Gegenseite steht, trägt automatisch und für immer den Stempel des bösen Buben.

Freilich bezwangen die Indianer die Expansion der Weißen nur für kurze Zeit, einige Jahre später war ihre Niederlage vollständig. Ihre Geschichte ist deshalb so interessant und lehrreich, weil in ihr wie unter einer Lupe viele Faktoren im Kleinen sichtbar werden, die jenen großen Linien entsprechen, die sich so schlimm für die nordamerikanischen Indianer auswirkten.

Selbst im deutschen Idiom kann man sich als Autor nicht darauf zurückziehen, dass die Bezeichnung „Sioux“ hier okay sei. Ist sie nämlich nicht. Ausgerechnet durch Karl May, sonst der Anwalt der

roten Völker, ist der Name vorbelastet. Der Schriftsteller hatte sich nämlich dieses Volk als Oberfieslinge ausgeguckt, immer auf Raub und Mord aus. Dem Oglala-Stamm, den er „Sioux-Ogelallah“ nannte, brummte Karl May die literarische Höchststrafe auf: Ihnen gedachte er die unrühmliche Rolle zu, den strahlenden Helden Winnetou zu meucheln.

Die sieben Völker, die in ihrer Gesamtheit den Euroamerikanern als „Sioux“ bekannt waren, nannten sich selbst – je nach Dialekt – Dakota oder Lakota, was so viel bedeutet wie „Freunde“ oder „Verbündete“. Sie haben heute oft „Sioux“ als Eigennamen übernommen, zumindest dann, wenn sie sich selbst in englischer Sprache beschreiben. Sie heißen etwa „Standing Rock Sioux Tribe“ oder „Yankton Sioux Tribe“. Gleichwohl haben sie die Eigenbezeichnungen ihrer eigenen Sprache nicht vergessen. Auch wenn die Mehrzahl sie heute nicht mehr spricht, bevorzugen sie für sich die Namen Dakota oder Lakota. Es gibt keinen Grund, sie nicht so zu nennen, jedenfalls außerhalb angeführter Zitate. So viel Respekt sollte man schon haben für die Menschen, über die man schreibt.

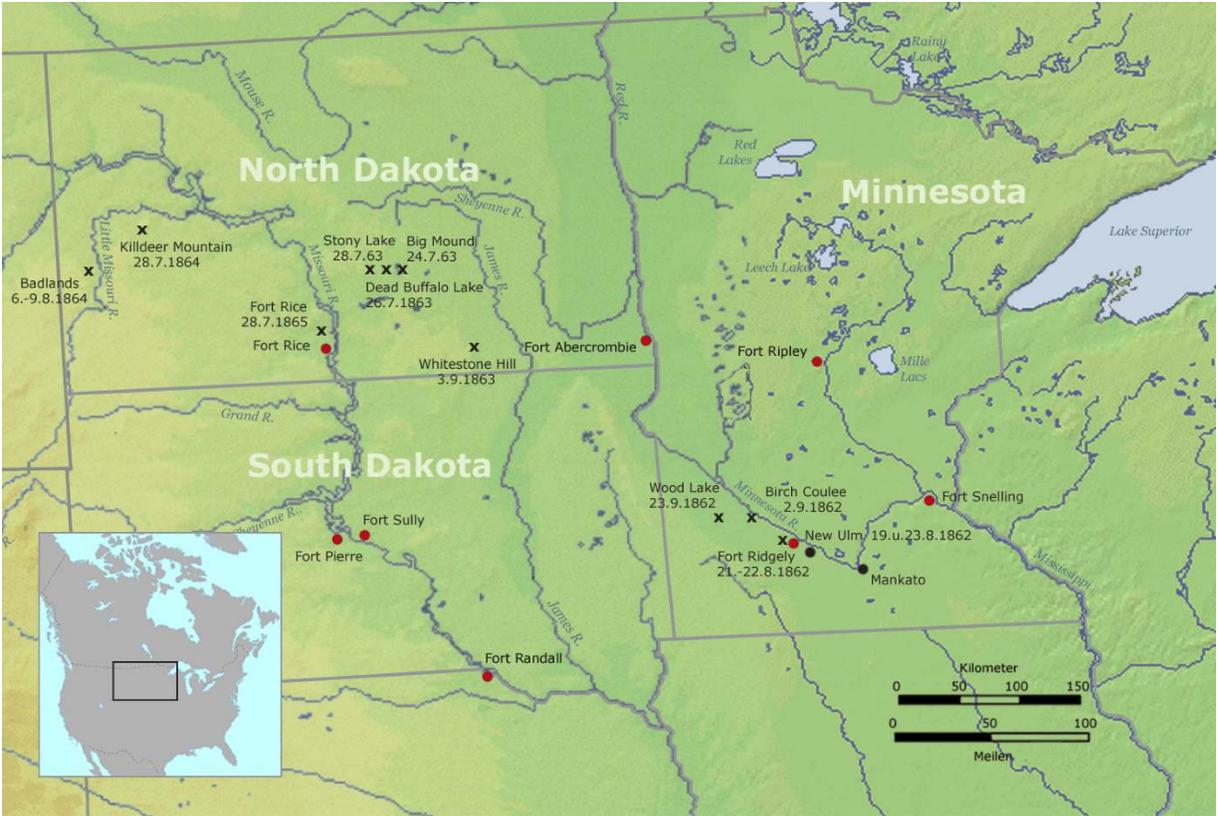
Unbegrenzt lässt sich dieses Prinzip aber nicht anwenden – vor allem dann nicht, wenn am Ende ein lesbarer Text herauskommen soll, was einem Journalisten natürlich besonders wichtig ist. Würde man die Cheyenne ebenso konsequent „Tsetsêhestâhese“, die Arapaho „Hinono'eino“ und die Ojibwa "Anishinabe" nennen, käme ein sperriges, unlesbares Konvolut heraus. Glücklicherweise haben die Fremdbezeichnungen Cheyenne, Ojibwa, Arapaho, Shoshone oder Crow nicht den gleichen despektierlichen Unterton wie das Wörtchen Sioux. Die Nachbarvölker der Lakota und Dakota dürfen

in diesem Buch also die Namen weiterführen, unter denen die Welt sie kennengelernt hat.

Karten

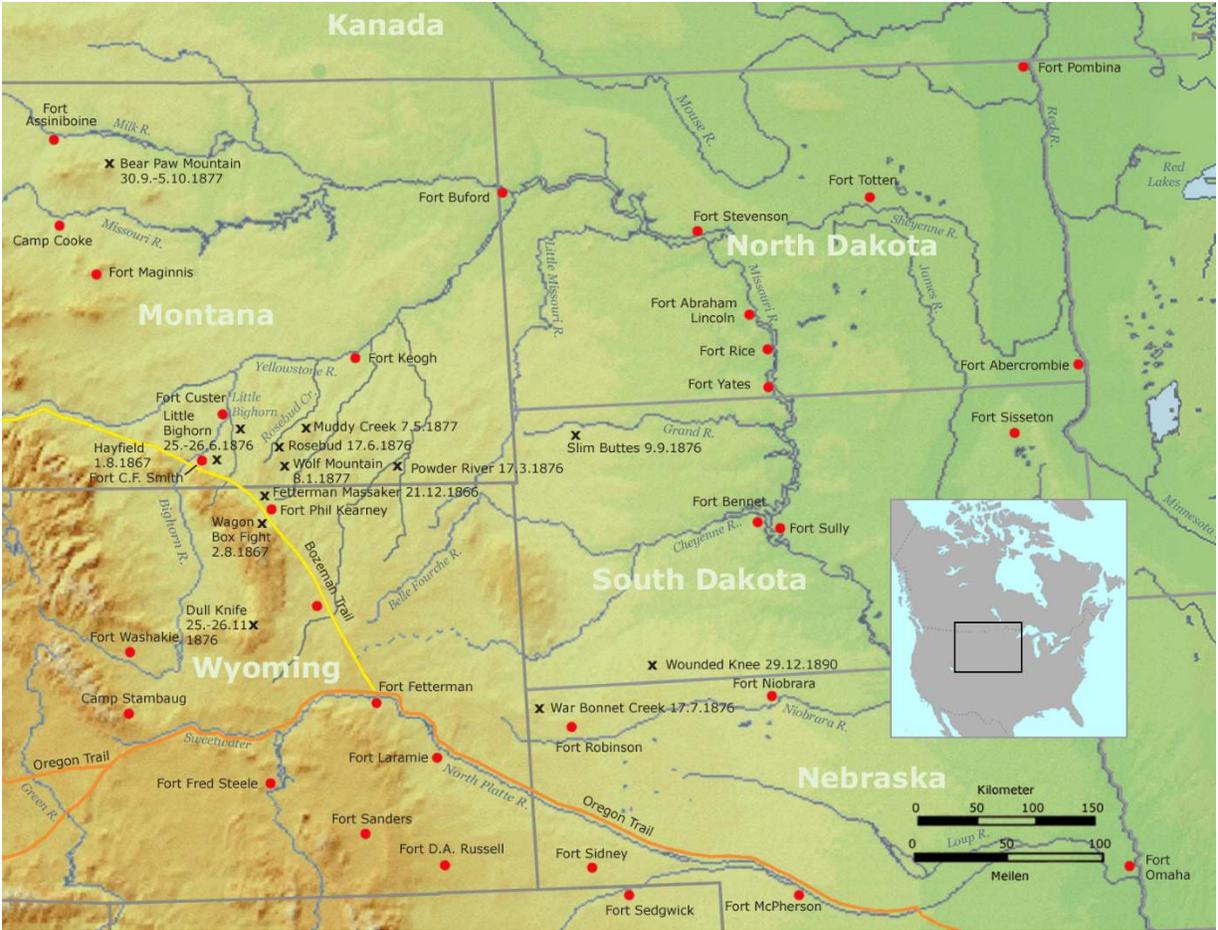


Die Karte zeigt die die meisten der heutigen Reservate und die ungefähren Wohngebiete der Lakota und Dakota um das Jahr 1800. Danach büßten die vier Santee-Völker und die Yankton viel Land ein, und die Yanktonai sowie die Lakota zogen nord- und westwärts. Bildquelle: CC0, www.demis.nl



*Militärische Zusammenstöße zwischen Dakota und US-Streitkräften* Bildquelle:

CC0, www.demis.nl



*Militärische Zusammenstöße zwischen Lakota und US-Streitkräften* Bildquelle:

CC0, www.demis.nl

## Im Land des rauchenden Wassers

Der Schnee fällt in dicken Flocken. Die beiden französischen Forscher und Pelzhändler Pierre Esprit Radisson und Médart Chouart können wegen des schlechten Wetters kaum ihr Lager in den Wäldern um die Großen Seen verlassen, um zu jagen. Sie haben Hunger. Der Winter will im Jahr 1660 einfach nicht weichen. Als der Schneefall schließlich nachlässt, finden die beiden gastliche Aufnahme bei einem Volk im heutigen Grenzgebiet von Wisconsin und Minnesota. Radisson und Chouart führen sich mit einem Knalleffekt bei ihren neuen Bekannten ein. Während sie in einer Hütte um ein Feuer sitzen und eine Pfeife rauchen, streuen die Indianer Tabak in die Flammen. Die Franzosen tun es ihnen mit Schießpulver nach, was ihre indigenen Gastgeber augenblicklich in alle Richtungen davonestreuen lässt – und zwar „ohne jeden weiteren Verzug“ und „ohne vorher zu schauen, wo die Tür ist“, wie Radisson feixend notiert.<sup>1</sup>

Die französischen Kolonisten in Amerika kennen dieses Volk, das sich so gastfreundlich präsentiert, schon seit 20 Jahren von Hörensagen. Die Ojibwa, die nördlich der Großen Seen leben und mit den Franzosen Handel treiben, haben vom ihm erzählt und es „Nadoweis-siw“ genannt, was so viel bedeutet wie „kleine Schlangen“, frei übersetzt „Feinde, die man nicht allzu ernst nehmen muss“. Den respektvolleren Begriff „große Schlangen“ haben die Ojibwa für die südlich der Seen lebenden Irokesen reserviert.<sup>2</sup> Die „Nadoweis-siw“ bezeichnen sich selbst als Lakota oder Dakota, was

„Freunde“ oder „Verbündete“ bedeutet. Für die Menschen dieses Volks sind Radisson und Chouart die ersten Europäer, die sie zu Gesicht bekommen. Die Franzosen verschleifen den Ojibwa-Begriff in „Nadouessioux“ und verkürzen es zu „Sioux“.<sup>3</sup>

Den weiteren Beziehungen zwischen „Nadouessioux“ und Franzosen ist der derbe Spaß Radissons und Chouarts nicht abträglich. Radisson besucht sie später noch zwei Mal, und als er seine Schießpulver-Nummer abermals aufs Tapet bringt, erzielt er nur noch Lacherfolge.<sup>4</sup> Zwischen den Franzosen und den Lakota und Dakota herrschen in der Folgezeit recht freundliche Verhältnisse. Missionare und Händler besuchen sie. Ein Händler namens Nicholas Perrot lässt sich im Jahr 1686 mit einem Fort in ihrem Gebiet nieder.<sup>5</sup>

Jenes Gebiet, das die Lakota und Dakota zu dieser Zeit bewohnten, umfasste den Oberlauf des Mississippi, westlich des Michigansees und des Oberen Sees, in den heutigen US-Bundesstaaten Wisconsin und Minnesota.<sup>6</sup> Der Name „Minnesota“ leitet sich aus ihrer Sprache ab. *Mni šota* heißt „rauchendes Wasser“, gemeint ist der Nebel, der in dieser Region voller Wälder, Sümpfe und Seen häufig über den Gewässern hängt. Die Lebensweise der Lakota und Dakota glich jener der benachbarten Völker in dieser Region. Die Waldland-Indianer im Nordosten Nordamerikas lebten in Dörfern, die im Winter meist aus sechs bis acht Familien bestanden. Im Sommer, wenn es viel Nahrung gab, kamen größere Verbände zusammen. Zur Jagd oder für einen Kriegszug vereinigten sich manchmal mehrere Dörfer. Die Indianer bewohnten konische oder kuppelförmige Wigwams, die mit Birkenrinde oder Tierhäuten gedeckt waren, jagten in den Wäldern Hirsche und Kleinwild, fingen Fisch und

betrieben Feldbau. Auf ihren Äckern wuchsen Mais, Bohnen und Kürbisse.<sup>7</sup>

Die Irokesen nannten diese Pflanzen „die drei Schwestern“, weil sie sich hervorragend ergänzen.<sup>8</sup> Am Mais rankten sich die Bohnen empor, während die großen Blätter der Kürbispflanzen den Grund abschatteten und so einerseits das Unkrautwachstum hemmten, andererseits den Boden feucht hielten und ihn gleichzeitig davor schützten, bei Starkregen weggewaschen zu werden. Überdies hielten die Bohnenpflanzen den Boden fruchtbar, denn Bakterien an ihren Wurzeln banden dort Stickstoff, der sie und andere Pflanzen düngte.<sup>9</sup> Auch in ernährungsphysiologischer Hinsicht ergänzen sich diese Ackerfrüchte. Mais enthält viel Stärke, aber weder Lysin noch Tryptophan – zwei Aminosäuren, die der menschliche Körper selbst nicht herstellen kann, sie aber braucht, um lebensnotwendige Eiweiße zu erzeugen. Eine Lücke, die die Bohne perfekt füllt, weil sie viel Lysin und Tryptophan enthält.<sup>10</sup>

Einige der Weißen, die die „Nadouessioux“ besuchten, berichteten später, dieses Volk sei bäuerlich, andere hingegen erzählten, dass es keinen Feldbau betreibe. Wahrscheinlich stimmt beides: Einige Dörfer waren von Feldern umgeben, andere nicht. Zu einem beträchtlichen Teil ernährten sich die Lakota und Dakota von der Jagd, wobei vor allem die westlichen Gruppen in die Grasebenen der Great Plains vordrangen und dort Bisons erlegten. Die östlichen Gruppen dagegen nutzten den Wilden Reis.<sup>11</sup> Diese Pflanze, die botanisch mit dem Reis nichts zu tun hat, wuchs massenweise im Uferbereich der Seen im Mississippi-Quellgebiet. Die Indianer ernteten ihn, indem sie mit Kanus durch den Wildreis im flachen Wasser fuhren, die bis zu sechs Meter langen Halme niederdrückten und mit Stöcken die Körner aus den Ähren ins Kanu hinein

droschen.<sup>12</sup> Das Steuern der Boote war Männer-, das Dreschen Frauenarbeit. In einem mit Häuten ausgekleideten Erdloch zerstampften die Frauen die getrockneten Körner des Wildreises und lösten dabei die Hülsen ab.<sup>13</sup>

Im zeitigen Frühjahr, kurz nach der Schneeschmelze, begann das Einkochen von Ahornsirup. Dazu ritzten die Indianer der Region um die Großen Seen die Rinde der Ahornbäume ein und fingen den austretenden, zuckerhaltigen Saft in hölzernen Gefäßen oder in Kanus auf. Das Einkochen des Sirups war in der Regel die Aufgabe von Frauen, Kindern und älteren Männern, weil die jüngeren Männer um diese Zeit die Dörfer zum Jagen verließen. Stark eingekocht und zu Pulver zermahlen, hielt sich der Zucker das gesamte restliche Jahr. Die Ureinwohner verfeinerten damit ihre Wildreis-, Mais- und Fleischgerichte.<sup>14</sup>

Französische Händler beeinflussten die weitere Entwicklung der Lakota und Dakota ganz erheblich – wenn auch nur mittelbar und sehr wahrscheinlich ohne Absicht. Sie beeinflussten sie nämlich durch eines ihrer Handelsgüter: Feuerwaffen. Denn damit versorgten die Franzosen die Ojibwa recht ordentlich, die ihnen dafür Pelze lieferten.<sup>15</sup> Das freilich machte die Ojibwa jedem ihrer indianischen Feinde drückend überlegen, und sie ließen sich ihre Chance nicht entgehen. Sie richteten die französischen Gewehre gegen ihre roten Nachbarn und expandierten auf deren Kosten. Allmählich gaben daher die Gruppen der Lakota und Dakota ihre gefährlich gewordenen Territorien auf und zogen sich nach Südwesten zurück. Sie gingen nicht alle auf einmal, sondern einzelne Gruppen zogen über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten fort.<sup>16</sup> Ihr Schicksal teilten die bäuerlichen Völker der

Cheyenne und der Arapaho, die ebenfalls in die Gewehrläufe der Ojibwa blickten und nach Westen auswichen.<sup>17</sup>

Die Gebiete, in die die Dakota und Lakota nun zogen, waren zuvor natürlich nicht menschenleer gewesen. Die Neuankömmlinge waren ihrerseits kaum angenehmere Nachbarn als die Ojibwa und verdrängten die Alteingesessenen nach Süden und Westen, vor allem, als sie selbst mit französischen und britischen Feuerwaffen wohlversorgt waren.<sup>18</sup> Zunächst waren die Omaha die Leidtragenden. In deren Gebiet im südwestlichen Minnesota und nördlichen Iowa hatten die Lakota und Dakota Ende des 17. Jahrhunderts Dörfer errichtet und die Omaha an den Missouri abgedrängt. In Minnesota spalteten die Sieger sich in sieben Gruppen auf, bewahrten aber das Gefühl, sich ähnlich zu sein und zusammenzugehören.<sup>19</sup> Sie sprachen von sich als den *oceti šakówin*, den „Sieben Ratsfeuern“. Die Namen dieser Völker der sieben Ratsfeuer waren:

- Teton,
- Yankton,
- Yanktonai,
- Mdewakanton,
- Wahpekute,
- Wahpeton und
- Sisseton.<sup>20</sup>

Diese Ausdifferenzierung geschah auch entlang der Dialektlinien. Die Teton sind mit den Lakota gleichzusetzen, während die anderen Gruppen zusammen die Dakota bildeten. Daneben existiert ein dritter Dialekt, das Nakota, dessen Sprecher aber nicht Teil der *oceti šakówin* waren. In der Hauptsache unterscheiden sich diese Sprachvarianten in der Verwendung der Laute L, D und N. Worte,

die die Lakota mit L aussprechen, lauten im Dakota auf D und im Nakota auf N – wie die Eigennamen bezeugen. Alle drei Worte – Lakota, Dakota und Nakota – bedeuten „Verbündete“ oder „Freunde“. Das Wort „Vogel“ heißt auf Lakota *ziŋtkala*, auf Dakota *ziŋtkada* und auf Nakota *ziŋtkana*.<sup>21</sup>

Lange gruppierten Sprachforscher die Yankton und Yanktonai in die Nakota ein. In der Tat sprechen sie einige Worte mit N aus, aber bei weitem nicht alle. Neuere Forschungen gehen daher davon aus, dass diese beiden Völker zu den Dakota zu zählen sind und die Westlichen Dakota bilden, während die Östlichen Dakota aus Mdewakanton, Wahpekute, Wahpeton und Sisseton bestehen, die gemeinsam unter dem Namen Santee bekannt waren.<sup>22</sup>

Unbestritten aber sind die Assiniboine Sprecher der N-Variante, also des Nakota. Sich selbst nennen die Assiniboine Nakonabi – auch in diesem Eigennamen wird die Verwandtschaft deutlich. Dennoch waren Assiniboine einerseits und Lakota und Dakota andererseits bittere Feinde. Die Assiniboine hatten sich schon vor dem ersten Kontakt zu Weißen von den Yanktonai abgespalten und waren nach Norden gezogen ins heutige Grenzgebiet der Vereinigten Staaten und Kanada. Dort hatten sie sich mit alten Feinden verbündet, mit den Cree und den Ojibwa. Die Lakota und Dakota nannten ihre Verwandten fortan hohe, „Rebellen“. Den Namen Assiniboine gaben ihnen die nun befreundeten Ojibwa. In deren Sprache bedeutet *assinibo-in* so viel wie „Jene, die auf Steinen kochen“.<sup>23</sup>

1. Wisconsin Historical Society: *Voyages of Peter Esprit Radisson, being an account of travels and experiences among the North American Indians, from 1652 to 1684, transcribed from original manuscripts in the Bodleian Library and the British Museum*, S. 209, abrufbar unter <https://content.wisconsinhistory.org/digital/collection/tp/id/39401>, abgerufen am 4.01.2021.

2. Stammel, Heinz-Josef: *Indianer. Legende und Wirklichkeit von A-Z*, Sonderausgabe, München 1992, S. 276.
3. Gollner-Marin, Martin Nizhoní: *Ikce Wicaša - Der Überlebenskampf der Lakota und die Liebe zur Weisheit. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i.Br.*, Freiburg 1994, S. 19-20.
4. Meyer, Roy W.: *History of the Santee Sioux. United States Indian Policy on Trial*, 2. Aufl. Lincoln/London 1993, S. 3-5.
5. Ibid, S. 9.
6. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 276.
7. DeMallie, Raymond: *The Sioux at the Time of European Contact: An Ethnohistorical Problem*, in: Strong, Pauline T./Kan, Sergei A.: *New Perspectives on Native North America: Cultures, Histories, and Representations*, Lincoln 2006, S. 248.
8. „Die drei Schwestern sind glücklich, weil sie von ihrem Sommer auf den Feldern wieder zu Hause sind“, pflegten die Frauen der Irokesen bei der Ernte zu singen, vgl. Taylor, Colin: *Der Nordosten*, in: ders. et al.: *Indianer. Die Ureinwohner Nordamerikas – Geschichte, Kulturen, Völker und Stämme*, Gütersloh/München 1992, S. 231.
9. Diese ausgeklügelte Form des Ackerbaus, bei der Mais, Bohnen und Kürbisse gleichzeitig auf einem Feld wuchsen, praktizierten viele Indianervölker in Nord- und Südamerika, unter anderem auch die Maya, vgl. Westphal, Wilfried: *Die Maya. Volk im Schatten seiner Väter*, Bindlach 1991, S. 79 ff.
10. Hurst Thomas, David: *Die Bauern der Neuen Welt*, in: Burenhult, Göran (Hg.): *Menschen der Urzeit. Die Frühgeschichte der Menschheit von den Anfängen bis zur Bronzezeit*, Köln 2004, S. 380.
11. DeMallie: *Ethnohistorical Problem*, in: Strong/Kan: *New Perspectives*, S. 248-249.
12. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 290.
13. Taylor: *Nordosten*, in: ders. et al.: *Ureinwohner Nordamerikas*, S. 237.
14. Eastman, Charles A.: *Indian Boyhood*, New York 1902, S. 20-23, als pdf-Dokument abrufbar unter: <http://pinkmonkey.com/dl/library1/digi152.pdf>, abgerufen am 3.06.2017.
15. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 215.
16. Ibid, S. 276.
17. Ibid, S. 202.
18. Hyde, George E.: *Red Cloud's Folk. A History of the Oglala Sioux Indians*, Norman 1975, S. 9.
19. Lutz, Gregor: *Das Who-is-Who der Teton Sioux*, Norderstedt 2009, S. 8.
20. Ibid, S. 8-10.
21. Krüger, Martin: *Lakóta wówaglaka – Lakota (Sioux) für Anfänger*, Wyk auf Föhr 2000, S. 14.
22. Miller, David et al.: *The History of the Assiniboine and the Sioux Tribes of the Fort Peck Indian Reservation in Montana, 1800-2000*, Poplar 2008, S. 34.
23. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 203.

# Geheimnisvolle Hunde

Ab etwa 1760 kamen britische Forscher und Händler der Hudson's Bay Company aus Kanada zu den Lakota und Dakota. Zu ihnen waren deren Beziehungen noch besser als zu den Franzosen, schon bald übertraf der Umfang des Handels mit den Briten den mit den Franzosen um ein Vierfaches.<sup>1</sup> Vor allem die Yanktonai entsandten Handelsdelegationen zu den Forts der Hudson's Bay Company im Red-River-Gebiet des heutigen Manitoba und schlüpften bald in die Rolle einer Drehscheibe für den Umschlag britischer Waren wie Messer, Pfeilspitzen und Kochgeräte sowie Feuerwaffen. Sie veranstalteten jährlich in ihren Dörfern Handelsmessen.<sup>2</sup>

Diese Geschäfte endeten allerdings 1821. In diesem Jahr stellte die Hudson's Bay Company den Handel mit den Dakota ein. Die Ojibwa nämlich, auch sie mit den Briten gut im Geschäft, hatten zunehmend darauf gedrängt, weil die Dakota immer mächtiger wurden, und diese Macht hatte sie nervös gemacht. Mehrfach waren Handelsdelegationen der Konkurrenten aneinandergeraten, als sie gleichzeitig an Forts aufgetaucht waren.<sup>3</sup> Nachdem das Geschäft mit den Briten für die Dakota zu Ende war, handelten sie verstärkt mit den Métis. Das waren Nachfahren weißer Fallensteller und indianischer Frauen in Kanada. Sie spielten eine große Rolle als Zwischenhändler, wobei ihr Geschäftsmodell zu einem gewissen Teil aus Schmuggel beschränkter oder verbotener Waren über die Grenze bestand. Bei den Métis tauschten die Dakota, Lakota und andere Völker Felle gegen Feuerwaffen, Munition und Schnaps ein.<sup>4</sup>

Die zunehmende Macht der Dakota und besonders der Lakota lag vor allem an einem Wesen, dessen Bekanntschaft sie erstmals um das Jahr 1750 gemacht hatten. Das Pferd sollte ihre ganze Lebensweise oder zumindest die Lebensweise der Lakota von Grund auf ändern. Bekanntlich hatten die Spanier dieses Tier in die Neue Welt eingeführt. Ganze 16 Pferde waren es zunächst, mit denen Hernán Cortés 1519 zur Eroberung des Aztekenreichs in Mexiko ansetzte. Berittene Krieger in gleißenden Brustharnischen versetzten die indigenen Mexikaner zwar nicht in helle Panik, wie man oft liest, aber Respekt hatten sie schon.<sup>5</sup> Bei spanischen Vorstößen von Mexiko aus lernten später auch die Ureinwohner im Norden des Doppelkontinents dieses Tier kennen. 1541 machte sich Francisco Vasquez de Coronado auf nach Nordosten, das sagenhafte Goldland Quivira vor Augen, das er zu finden hoffte. Seine 250 Reiter führten mehr als 1.000 Reservepferde und Maultiere mit. Obwohl er recht früh während seiner Expedition von einem Hagelsturm überrascht wurde, bei dem ihm der größte Teil der Reit- und Packtiere durchging, zog er bis ins heutige Kansas hinein, wo er mangels Goldländern schließlich umkehrte.<sup>6</sup>

Bis zur Wende zum 17. Jahrhundert hatten sich die nunmehr wildlebenden Pferde Coronados auf stattliche Herden vermehrt. Indianer gelangten in den Besitz einiger Tiere, lernten sie zu reiten, sie zu züchten.<sup>7</sup> Viele Pferde gelangten außerdem in die Hand der Ureinwohner, als im Jahr 1680 die Pueblo-Indianer im heutigen Südwesten der USA revoltierten und den Spaniern dabei so hart zusetzten, dass diese sich fürs Erste wieder nach Süden zurückzogen.<sup>8</sup>

Die ersten richtigen Reitervölker in Nordamerika waren die Shoshone und die sich von ihnen abspaltenden Comanche.

Ursprünglich in den Rocky Mountains von Idaho, Wyoming und Colorado beheimatet, erschloss sich ihnen nun ein ganz neuer Lebensraum: die Prärien, die Great Plains des Mittleren Westens der USA. Um 1700 waren die nämlich im Großen und Ganzen höchstens entlang der großen Flussläufe besiedelt, weite Gebiete waren menschenleer. Ein extremer Lebensraum: wasserarm, windgepeitscht, und übers Jahr Temperaturunterschiede von 70 Grad Celsius.<sup>9</sup> Erst das Pferd machte ihn bewohnbar. Hoch zu Ross jagten die Shoshone und Comanche den Bison erfolgreicher. Aus den Häuten der Wildrinder fertigten sie große, kegelförmige Zelte, die im heißen Sommer kühl und im eisigen Winter warm blieben. Beritten konnten sie mehr Nahrung transportieren als zu Fuß. Ihre Kopfzahl nahm zu, und sie weiteten ihr Territorium gewaltig aus. Während die Comanche sich nach Süden zu den Prärien des heutigen Texas und Oklahoma orientierten, durchstreiften die Shoshone um 1750 ein riesiges Gebiet vom Arkansas bis in die heutigen kanadischen Bundesstaaten Saskatchewan und Alberta hinein und dominierten ihre unberittenen Nachbarn militärisch nach Belieben.<sup>10</sup>

Aber diese Nachbarn blieben ihrerseits nicht lange unberitten. Sie stahlen den Shoshone Pferde oder handelten sie bei ihnen ein, denn die Shoshone tauschten Waren gegen diese Tiere. Ihre Nachbarn wiederum handelten weiter östlich bei den bäuerlichen Völkern die Pferde gegen Agrarprodukte und andere Güter ein. Drehscheiben des Handels waren die mit Palisaden und Erdwällen befestigten Hüttendörfer der Arikara sowie der benachbarten Mandan und Hidatsa, dreier damals mächtiger Völker am Missouri beidseits der heutigen Grenze von North und South Dakota. Der Pelzhändler Charles Mackenzie erlebte 1805 in einem Dorf der Hidatsa, wie dort eine große Handelsdelegation der Crow mit einer Kaufkraft von 250

Pferden eintraf. Sie bekamen dafür Mais, Metallwerkzeuge und metallene Kochkessel – und 200 Gewehre mit je 100 Schuss Munition.<sup>11</sup> Letzteres war besonders bedeutsam.

Franzosen, Engländer und später US-Amerikaner gaben zwar nie wirklich viel und selten wirklich gute Feuerwaffen an Indianer weiter, aber das war immer noch mehr als das, was die Spanier bereit waren zu geben. „Keine Gewehre an Indianer“ war deren strikte Politik. Pech für die mit den Spaniern handelnden Shoshone. Zuerst hatten deren Nachbarn durch den Erwerb von Pferden militärisch mit den Shoshone gleichgezogen, nun machten die Feuerwaffen sie deutlich überlegen.<sup>12</sup> Ein alter Blackfeet-Indianer namens Saukamappee erzählte dem Forscher David Thompson von einem Kampf von Blackfeet und Assiniboine gegen einen großen Shoshone-Kriegstrupp um 1740, wahrscheinlich in Saskatchewan. Die beiden verbündeten Völker boten dabei zusammen zehn Gewehrschützen gegen die Shoshone auf und erzielten damit ein durchschlagendes Ergebnis, wie Saukamappee berichtete:

„Als die Schlangenindianer so viele der ihren tot und verwundet sahen, rührten sie sich hinter ihren Schilden nicht mehr von der Stelle. [...] Unsere Schüsse riefen Bestürzung und Mutlosigkeit in der gegnerischen Reihe hervor. Gegen Mittag hatte der Kampf begonnen und die Sonne war noch nicht einmal halbwegs untergegangen, als wir sahen, dass einige ihre Schilde zurückgelassen und die Flucht ergriffen hatten.“<sup>13</sup>

Mit der Herrlichkeit der Shoshone war es vorbei. Von Nordosten drängten die Blackfeet und die Assiniboine auf die Prärien. Aus dem

Osten kamen die Cheyenne und Arapaho.<sup>14</sup> Zum militärischen Druck kamen die Pocken hinzu. Eine Epidemie um 1780 traf die Shoshone besonders hart.<sup>15</sup>

Welches Staunen das Pferd anfangs auch bei den Lakota ausgelöst haben muss, sieht man an dem Namen, dem sie diesem Tier gegeben haben. *Šun̄ka wakhan̄* bedeutet übersetzt „Geheimnisvoller Hund“. Hunde waren die einzigen Haustiere, die Indianer zuvor kannten. Mit *wakhan̄* – übersetzen kann man es sowohl mit „heilig, mysteriös“ als auch mit „rätselhaft, geheimnisvoll“ – bezeichneten Lakota und Dakota so ziemlich alles, was ihnen bislang nie untergekommen war, aber einen Namen brauchte.<sup>16</sup> Feuerwaffen hießen bei ihnen zum Beispiel *maza wakhan̄*, „geheimnisvolles Metall“<sup>17</sup>, Alkohol nannten sie *mni wakhan̄*, „geheimnisvolles Wasser“. Bei den Östlichen Dakota hießen die Pferde etwas weniger mystifizierend *šun̄ka tan̄ka* – „große Hunde“. <sup>18</sup>

Vermutlich bekamen sie ihre ersten Tiere von den Arikara, die mit rund 20.000 Seelen etwa so viele Menschen zählten wie die Lakota und Dakota zusammen.<sup>19</sup> Die ersten Kontakte zwischen beiden Nationen waren wohl Handelstreffen, wobei die Teton auch oft als Bettler auftraten, die um Mais und Bohnen baten. Schon bald aber unterstrichen sie ihre Bitten mithilfe ihrer britischen Feuerwaffen, von denen die Arikara kaum welche hatten. Aus Handelszügen wurden so allmählich Raubzüge. Die Lakota und Dakota erwiesen sich also wieder als Nachbarn, die man lieber von hinten sah. Zur bevorzugten Beute ihrer Unternehmungen gegen die Arikara gehörten natürlich Pferde.<sup>20</sup>

Handelsnetzwerke und Beutezüge sorgten dafür, dass sich im 18. Jahrhundert Pferde schnell Richtung Norden und Osten verbreiteten, während die Verfügbarkeitsgrenze von Gewehren sich langsam nach

Süden und Westen schob. Den Lakota und Dakota öffneten beide Dinge nun denselben Lebensraum, den zuvor die Shoshone eingenommen hatten: die Great Plains.<sup>21</sup> Und diese Herausforderung nahmen vor allem die Lakota an. Sie stellten ihr Leben komplett um und auf *šun̄ka wakhan̄* ein. Aber noch stießen sie nicht in die Ebenen westlich des Missouri vor. An diesem Fluss nämlich saßen die Arikara wie ein Sperrriegel – jedenfalls bis 1780. In diesem Jahr ließ die Pockenepidemie, die bereits die Shoshone so hart getroffen hatte, auch vier Fünftel der Arikara sterben. Die Zahl ihrer Köpfe sank von 20.000 auf 4.000, die ihrer Dörfer von 32 auf zwei.<sup>22</sup>

Jetzt war der Weg für die Teton frei, die von der Seuche kaum berührt worden waren. Zwischen 1780 und 1800 überquerten die Lakota in kleinen Gruppen den Missouri nach Westen. Ihre bäuerlich-halbsesshafte Lebensweise gaben sie auf und wurden reine Pferdenomaden.<sup>23</sup> Ihr Name „Teton“ leitet sich vom Begriff *Thit̄hun̄wan̄* ab, was sich mit „sie suchen einen Lagerplatz“ übersetzen lässt, und womit sie ihre Lebensweise bezeichneten.<sup>24</sup>

Um 1800 war die Völkerwanderung auf die und auf den Prärien so einigermaßen zum Stillstand gekommen. Die Shoshone hatten sich wieder in den Schutz der Rocky Mountains zurückgezogen. Die Lakota kontrollierten nun das Gebiet zwischen dem Missouri, dem Little Missouri, dem Platte River und den Black Hills. Diese Berge hatten zuvor die Kiowa bewohnt, die vor den Lakota ins heutige Texas und Oklahoma ausgewichen waren. Die Teton hatten auch die Cheyenne nach Westen und die Pawnee nach Süden gedrängt.<sup>25</sup> Sie hatten sich mittlerweile in drei Stämme aufgespalten: die Oglala im Südwesten, die Brulé im Südosten, die Saone im Norden. Die Saone

teilten sich kurz darauf noch einmal, so dass die Teton in sieben Stämmen auftraten:

- Oglala,
- Sicangu (Brulé),
- Minneconjou,
- Ohenunpa (Two Kettle),
- Itazipco (Sans Arc),
- Hunkpapa und
- Sihasapa (Blackfoot Sioux, nicht zu verwechseln mit den Blackfeet).<sup>26</sup>

Die Dakota hatten ebenso wie die Lakota das Pferd übernommen, aber gleichzeitig ihren Feldern die Treue gehalten. Sie waren östlich des Missouri geblieben und hielten an ihrem halb sesshaften, halb nomadischen Leben fest.<sup>27</sup> Die Östlichen Dakota, also die Santee-Völker Mdewakanton, Wahpekute, Wahpeton und Sisseton, bewohnten das südwestliche Minnesota. Zwischen den Santee und den Teton hatten sich die Westlichen Dakota niedergelassen, die Yankton und die Yanktonai. Die Yankton erfüllten dabei die besondere spirituelle Funktion der Hüter der Pfeifentongruben. In ihrem Wohngebiet nämlich befanden sich jene Gruben, aus denen die Lakota und Dakota den Ton gewannen, aus dem sie die Köpfe ihrer als heilig angesehenen Tabakpfeifen schnitten.<sup>28</sup>

Für die Indianer der Plains-Kultur war es der Normalzustand, von Feinden umgeben zu sein. Die Lakota und Dakota verstanden sich mit ihren roten Nachbarn fast durchweg schlecht. Nördlich von ihnen saß die Cree-Konföderation, der neben den Cree vor allem die Ojibwa und Assiniboine angehörten. Im Nordwesten des Lakota-Gebiets, heute Montana und Alberta, lebten die Blackfeet und die mit ihnen verbündeten Gros Ventre. Im Süden, im heutigen

Nebraska, saßen die Pawnee, im Westen die Crow und die Shoshone. Sie alle waren ebenso das Ziel von Kriegs- und Raubzügen der Lakota und Dakota wie die sesshaften Völker am Missouri, die Arikara, Mandan, Hidatsa, Ponca und Omaha.<sup>29</sup> Die Cheyenne und Arapaho im Südwesten zählten zunächst ebenso zu den Feinden der Teton. Nach etwa 1850 allerdings bildeten sie mit Teilen dieser Völker eine Allianz.<sup>30</sup>

1. Meyer: *Santee Sioux*, S. 15-20.
2. Hyde: *Red Cloud's Folk*, S. 8.
3. McCrady, David G.: *Living with Strangers. The Nineteenth-Century Sioux and the Canadian-American Borderlands*, Toronto/Buffalo/London, S. 10.
4. Ibid, S. 45-46.
5. Rinke, Stefan: *Conquistadoren und Azteken. Cortés und die Eroberung Mexikos*, München 2019, S. 327.
6. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 59.
7. Ibid, S. 59-60.
8. Drury, Bob/Clavin, Tom: *The Heart of Everything That Is. The Untold Story of Red Cloud, An American Legend*, New York 2013, S. 53-54.
9. Taylor, Colin: *Die Plains*, in: ders. et al: *Indianer. Die Ureinwohner Nordamerikas – Geschichte, Kulturen, Völker und Stämme*, Gütersloh/München 1992, S. 62.
10. Ibid, S. 63-64.
11. Ibid, S. 68.
12. Ibid, S. 66.
13. Ibid, S. 65.
14. Ibid, S. 66.
15. Oeser, Rudolf: *Epidemien. Das Sterben der Indianer*, Norderstedt 2003, S. 116.
16. Krüger: *Lakóta wówagłaka*, S. 15.
17. Walker, James R.: *Lakota Belief and Religion (1849)*, hg. von DeMallie, Raymond J. und Jahner, Elaine A, Lincoln 1991, S. 73.
18. Gollner-Marin: *Ikce Wicaša*, S. 104.
19. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 276.
20. Hyde: *Red Cloud's Folk*, S. 18.
21. Taylor: *Die Plains*, in: ders. et al. (Hg.): *Ureinwohner Nordamerikas*, S. 69.
22. Hyde: *Red Cloud's Folk*, S. 17.
23. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 276.
24. LaPointe, Ernie: *Sitting Bull. Sein Leben und Vermächtnis*, Hohenthann 2011, S. 21.
25. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 276.
26. Lutz: *Who-is-Who*, S. 9.
27. Stammel: *Legende und Wirklichkeit*, S. 276.
28. Taylor: *Die Plains*, in: ders. et al. (Hg.): *Ureinwohner Nordamerikas*, S. 62.
29. Ibid, S. 62.